

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverandt fl. 1.60).

— Berlin und Wien, 1. Januar 1899. —

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverandt fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Mästen.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

In der höheren Töchterschule von Fräulein Köster herrschte seit einigen Tagen eine große Spannung. In

den Freistunden standen die halbwüchsigen Mädchen in Gruppen zusammen, mit ernstern Mienen, in flüsternden Gesprächen, und wenn die Kleinen einmal anfangen zu toben, knussten die Großen sie. Die Lehrerinnen mußten immer wieder Auskunft geben, ob sie Fräulein Köster gestern Nachmittag im Krankenhaus besucht hatten, ob es besser gehe, wie sie aussehe, ob sie wisse, daß sie so lebensgefährlich krank sei. Die erste Klasse

war stolz, daß Fräulein Köster an sie einen Gruß aufgetragen hatte.

In allen Kindern war ein Gefühl unklarer und unbewußter Wichtigkeit, welches das Mitleid mit der sterbenden Vorsteherin und alle Anhänglichkeit an sie weit überwog. Sie waren gewissermaßen die Miterleber eines Ereignisses, das alle besseren Kreise der Stadt beschäftigte. Jedermann beklagte das frühe Sterben der verdienstvollen Frau, die aus einer alten, im Schlandrian halb verkommenen Schule eine moderne, vorzügliche Erziehungsanstalt gemacht, und die nun auf eine tragische Art sich dem Tod geweiht sah. Daß sie sich bei einem Wohlthätigkeitsbesuch bei einer armen Familie den Ansteckungsstoff zu ihrer Typhus-Erkrankung geholt, gab dieser Erkrankung den Glanz des Märtyrertums.

Die schwere Krankheit war schon überwunden, Blumen-spenden und andere Aufmerksamkeiten häuften sich im Zimmer der Reconvalescentin; da kam eine Lungen-entzündung hinzu, die zu überstehen Fräulein Köster nun wohl kaum die Kräfte haben würde.

Jeden Morgen, wenn die Kinder die Schwelle des Schulhauses überschritten, thaten sie es in einer erwartenden, ja fast hoffenden Empfindung: das Große, das Schreckliche, das geheimnißvoll Grauenregende konnte eingetreten, die Vorsteherin konnte über Nacht gestorben sein! Die zweite Klasse sprach schon unter sich davon, ob man nicht Trauer anlegen müsse und auf wie lange. Auch die erste Klasse war hierzu entschlossen. Gerade die jüngeren Mädchen, in deren Familien es seit vielen, vielen Jahren keinen Trauerfall gegeben hatte, dachten es sich sehr interessant, einmal ganz in Schwarz zu gehen. Auch waren sie sich schon einig, daß jede Klasse einen Kranz besonders stiften wolle; in der Ersten wie in der Zweiten beschäftigte man sich mit Vorschlägen und sieberte fast in dem Gedanken, die Pracht des Trauerkranzes der einen Klasse könne den der anderen ausstechen; jede war von dem felsenfesten Vorsatz durchdrungen, durch ihre Kundgebung alle zu übertrumpfen und zu zeigen, daß sie Fräulein Köster am meisten geliebt habe.

Martha Meyer wünschte es sich auch glühend, trauern zu dürfen. Sie quälte sich mit Sorgen, ob ihre Eltern in die Kosten willigen würden. Sie war in einer anderen Lebenslage als die meisten ihrer Mitschülerinnen und nahm eine Mittelstellung ein, — halb als Lehrerin, halb als Schülerin. Unter großen Opfern hatten Inspector Meyers ihre begabte Aelteste die Köster'sche Schule besuchen lassen und ohne das gütige Entgegenkommen der Vorsteherin, die ein wenig den Preis ermäßigte, weil Martha Meyer ihr von Senator Dr. Benfeld sehr warm empfohlen worden war, hätte es sich doch nicht machen lassen. Seit Martha's Konfirmation, letzte Ostern, gab sie nun den Allerkleinsten in „Fünf b“ Schreib- und Anschauungsunterricht, in „Fünf a“ Singen, und hatte dafür Sprachstunden frei. Es war die Hoffnung ihrer Eltern, sie später als besoldete Lehrerin an der Schule zu sehen.

Am Montag Morgen ging Martha sehr befriedigt zur Schule: nach langen Redereien mit der Mutter war es zu einem vernünftigen Ausgleich gekommen. Mutter wollte ihr schwarzes Cheviotkleid hergeben; es war Martha zwar etwas zu kurz, aber man konnte unten einen Tuchstreifen und eine platte Lize herumsetzen; die Taille war zwar viel zu weit, aber die konnte man einnähen, und auf eine solche Art, daß sie nach vierzehn Tagen oder vier Wochen wieder für die Fülle der Mutter ausgelassen zu werden vermochte.

Der Novembertag war ganz von feuchtem Dunst erfüllt. Der Niederschlag schien so fein, daß er sich nicht einmal zu Tropfen formte, aber seine Masse war durchdringend. Der Asphalt auf den Bürgerstiegen glänzte schwarz und blank, auf dem Fahrdamm glitschten die Pferde aus. Der hohe, spitze Petriturm bohrte sich in den Nebel empor, man sah nur seine rothen Mauern, und auch diese bläulich überschleiert. So naß und so



Griechische Villa. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.



Die Schönste vom Lido. Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas. — Siehe Seite 8.

Die Industrie versorgt jetzt den Hagestolz ebenso bereitwillig mit Seife und Licht, mit Stoffen und Kleidung, mit Gebäuden, Gebäck, und Fleischwaren, wie die moderne Familien-Wirtschaft; immer zahlreicher wurden die Selbstsüchtigen, die ihrem materiellen Behagen das Familienleben zum Opfer bringen: und damit wurden auch diejenigen Berufe immer besser besetzt, die sich der Pflege der Unbeweihten, ihrer Versorgung mit Nahrung, Wohnung, Wäsche u. s. w. widmen konnten, und so überwog, je länger, je mehr, die Bilanz des Unbeweihten die des Familienvaters. Je härter der Kampf um das wirtschaftliche Dasein wurde, je höher der Einzelne seine Ansprüche stellte, um so drückender schien ihm Hymens

jetzt anfängt, eine Berufs-Persönlichkeit zu werden, sondern, weil es aufhören mußte, eine solche Persönlichkeit zu sein. Es ist nicht Trop und Auslehnung gegen heilige, sittliche Forderungen, sondern eine harte Notwendigkeit, der das Weib sich anpaßt. Der Thunselben-Typus fiel mit dem Urwald, der Dorotheen-Typus fiel mit der Hauswirtschaft. Die Frau hat das „trauliche Heim“ nicht verlassen, sondern es ist ihr über ihrem Haupte in nichts vergangen; sie ist nicht hinausgetreten in den klaren Sonnenschein des modernen Lebens, sondern das Leben ist zu ihr gedrungen. Und darum muß sich Großmutter und Großvater trösten: selbst in Pasewalk wird binnen kurzem „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder“ anders auf-

der Bruch mit alten Sittenvorschriften und daher die komischen und häßlichen Uebertreibungen der äußeren Form, das „emancipirte“ Wesen in Tracht, Haltung und Gespräch. Ein noch so berechtigter Kampf ist ohne solche Uebertreibungen ja leider undenkbar.

Das Weib ist also selbständig geworden! Das ist das gemeinsame der „Damenfrage“ und der „Frauenfrage“. Beide, die Dame der oberen Stände, und das Weib aus dem Volke, können nicht länger — und wollen darum nicht länger die „bessere Hälfte“ eines Mannes sein, und ziehen es vor, eine eigene, ganze Person zu sein und zu heißen. Die Verselbständigung der „Frau“ ist heute eine der brennendsten „Damen-



Ein gefährlicher Ritt. Nach dem Gemälde von E. von Bergen.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Zoch; um so schwerer entschloß er sich, sein Einkommen mit einem Wesen zu theilen, das seinen Kampf ums Dasein nicht mehr zu erleichtern vermochte.

Glücklicherweise sind Amors Pfeile noch so spitz und sein rosigter Bogen noch so schnellkräftig wie ehemals, sodas der rechnende Eigennuß in den meisten Fällen von stärkeren Trieben überrumpelt wurde, aber es mehrte sich doch die Zahl derjenigen Mädchen außerordentlich, die keinen Ernährer fanden und von dem „eigentlichen Beruf“ des Weibes ausgeschlossen blieben.

Dazu kam, das dieselbe Wirtschafts-Entwicklung, die alle diese psychologischen Umwerthungen erzeugte, das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter sehr ungünstig verschob. Wenn auch auf hundert Mädchen hundertundzwei Knaben das Licht der Welt erblickten, so gelangen doch nur weniger Männer als Jungfrauen zum ehelichen Alter. Der Kampf ums Dasein räumt immer stärker unter den männlichen Streitern auf: die Maschinen zermalmen im Frieden noch viel mehr Opfer, als die Granaten im Kriege; der Beruf raßt sie massenhaft in tödtlichen Krankheiten dahin. Umgekehrt hat die Entdeckung der Antiseptis durch Semmelweis und Lister die Lebensgefährdung der jungen Frauen auf ihrem Schlachtfelde, in ihrem Berufe außerordentlich vermindert: und so kommt es, das viele Jungfrauen einfach deshalb ledig bleiben müssen, weil sie überzählig sind, das unzählige Witwen, des Ernährers beraubt, den Kampf mit dem Schicksal mit eigenen Waffen ausfechten müssen.

Wenn also das Weib heute an den Fesseln der Sitte und des Rechtes rüttelt, die sie immer noch in das Halbdunkel der alten Hauswirtschaft bannen möchten, so geschieht das, — trotz aller „emancipirten“ Phrasen, — nicht deshalb, weil das Weib

zufassen sein als in alten Zeiten, wenn nicht dieselbe gigantische Drehung des Schicksalsrades etwa weiterrollend den Kampf des Mannes um sein Dasein so erleichtern sollte, das jeder Normalmann es sich leisten kann und wird, sich mit der Gründung einer eigenen Familie erst zum Vollbürger dieser Erde, erst zum Mann in eigentlicher, letzter Vollendung zu machen. Eine solche Entwicklung darf der Philanthrop hoffen, aber der Geschichtsschreiber und vor allem der Praktiker darf doch nicht mit ihr rechnen. Wir haben die Dinge zu nehmen, wie sie einmal liegen, ob sie uns gefallen, oder nicht!

Die von Grund aus veränderte Stellung der Frau im öffentlichen Leben hat natürlich, — trotz allen Paterfalschreibern ist es natürlich, — auch eine ganz neue, weibliche Psychologie gezeitigt. So lange die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib bestand, die dem Manne das Ministerium des Aeußeren und die Präsidentschaft, dem Weibe aber das Portefeuille der inneren Angelegenheiten zuwies, so lange war der Mann der natürliche Vormund des Weibes nach außen, so lange führte dieses das Pantoffel-Scepter mit aufgeklärt-despotischer Milde im Inneren. Jetzt aber, wo sein Ressort aufgelöst ist, jetzt ist das Weib auch der „Muntschaft“ des Eheherrn entwachsen und tritt als selbständige Persönlichkeit auf den öffentlichen Markt. Darum finden wir Frauen überall im öffentlichen Leben so weit vorgebrungen, wie das immer zögernd der Entwicklung nachhinkende Recht es nur irgend gestattet; daher das immer energischer Pressen gegen dieses „aus Vernunft Unsinn, aus Wohlthat Plage“ gewordene Recht, das Drängen nach Gymnasial- und Hochschul-Unterricht für höhere Töchter, die Angriffe auf das Beamten-Monopol der Männerwelt. Daher

fragen“. Denn seit die patriarchalische Fügsamkeit des Weibes überhaupt aufgehört hat, ist die Führung einer Wirtschaft mit weiblichen Dienstboten zu einer Aufgabe geworden. Das heißt nichts anderes, als das selbst die spärlichen Reste der ehemaligen Hauswirtschaft mit den Bedingungen der neuen Zeit kaum noch vereinbar sind. Die „Sitte“ jener Zeit verlangte Unterordnung unter die häusliche Autorität von jedem Weibe, also auch der Magd: die Sitte unserer Zeit hat es verselbständigt und macht es widerborstig und rebellisch.

Wir überlassen es unseren freundlichen Leserinnen, dieses unerschöpfliche Thema bei der nächsten Kaffee-Tüte näher ins Auge zu fassen, — man kann ja doch nicht immer und ausschließlich von Kunst, Wissenschaft und Politik reden —! Wir wollen aus dem großen Kreise der Fragen, die sich an die Frauenfrage anknüpfen, nur eine herausgreifen, eine „Damenfrage“, den Damensport.

Wenn wir oben sagten, die „moderne Frau“ sei geradezu der Exponent der gewaltigen inneren Umgehungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht hätten, so können wir wieder sagen, geradezu der Exponent der modernen Frauenbewegung sei der Damensport. Wenn sich die übrigen Bethätigungen des selbständigen Weibes doch immerhin in einer gewissen Zurückgezogenheit abspielen, in Gelehrtenstuben und Ateliers, in Werkstätten und Clubräumen, sodas sie dem oberflächlichen Beobachter entgehen könnten, so ist die radfahrende Schöne eine Erscheinung von kräftigster Gegenständlichkeit und Ueberzeugungskraft. Sie ist sozusagen der eclatirende Mann der Emancipations-Armee, die Sturmshwalbe, die dem Orkan voranstreift, die Glocke, die den stattgefundenen Umschwung in alle Lande und in die verschlossensten Ohren hineinläutet. Das ist es ja gerade, was Großmama in Pasewalk zu Boden schmetterte:

